
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 24. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman
von
Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Angeklagte hörte diesmal mit weit größerer Ruhe auf Enrichetta's Aussage, die ihn damals in die furchtbarste Aufregung versetzt, als man ihn damit bekannt gemacht hatte. War es die Gegenwart der Person selbst, ihre große Keckheit, die ihn verblüffte? oder hatte er inzwischen gelernt, auch dies Letzte, Bitterste, das auf ihn einstürmte, stiller zu ertragen? Er schüttelte nur mehrmals verwundert den Kopf, als die Italienerin mit solcher Genauigkeit die Eifersuchtsscenen schilderte, die sie belauscht haben wollte, wie Jemand, dem dies völlig unverständlich ist und der solch' unerhörte Lügen nicht begreifen kann.

Selbst die geschickten Querfragen, die der Vertheidiger stellte, brachten Enrichetta aus ihrer Sicherheit nicht heraus; sie blieb dabei, daß sie die eben mitgetheilten Unterhaltungen der beiden Eheleute deutlich gehört und sich jedes Wort genau gemerkt habe.

„Sie sind von dem Herrn Baron entlassen worden? Aus welchem Grunde?" fragte der Anwalt, als sie ihre mit geläufiger Zunge vorgebrachte Aussage beendet hatte.

„Weil mir meine gnädige Herrin ihr geheimes Herzeleid anvertraut hatte und dies dem Herrn Baron nicht angenehm sein mochte," gab sie ohne Weiteres und mit großer Bestimmtheit zur Antwort.

„Baron Ehrenreich behauptet aber, daß er Sie über Näschereien ertappt und Ihnen im Wiederholungsfalle mit Entlassung gedroht habe, und da dies doch wieder vorgekommen, so habe er Ihnen erklärt, es bleibe bei seinem Wort."

Die Italienerin lachte übermüthig. „Das war nur ein Vorwand. Wegen einer solch' unbedeutenden Sache wird Niemand eine Kammerjungfer entlassen, und meine gnädige Herrin wollte es auch gar nicht; aber weil mich jetzt der Baron haßte, so bestand er auf seinem Willen."

„Und Sie haben ihm dies nicht nachgetragen? Ihre Aussage ist nicht durch den heimlichen Groll, den Sie auf den Herrn Baron geworfen, irgendwie beeinflußt worden?" fragte der Vertheidiger von Neuem.

Enrichetta machte das in Italien übliche Zeichen der Verneinung, indem sie mit dem erhobenen Zeigefinger in der Luft umherfuhr: „Ist mir nicht eingefallen. Ich fühle nicht die mindeste Rachsucht gegen den Herrn Baron."

9.

Nach Vernehmung der Italienerin war die Sitzung für diesen Tag geschlossen worden, denn der Abend war darüber hereingebrochen, und das Gericht wie die Geschworenen fühlten sich von der Stunden langen Verhandlung völlig erschöpft.

Am anderen Morgen war der Saal beinahe noch gefüllter, als am vorhergegangenen Tage; waren doch jetzt erst die interessantesten Verhandlungen zu erwarten. Alle Welt war gespannt auf die Aussagen der Schwester des Gefangenen und seines Freundes, der in dieser traurigen Sache eine so hervorragende Rolle gespielt, und dessen Edelmuth Viele bewunderten, die von seinem Auftreten gehört hatten.

Zuerst erschien Sophie vor den Schranken des Gerichts als aufgerufene Zeugin. Bei ihrem Eintritt in den Saal warf sie einen unsagbar traurigen Blick auf ihren Bruder; sie hatte ihn seit seiner Verhaftung nicht mehr wiedergesehen. Wohl wäre ihr in der letzten Zeit ein Besuch des Gefangenen gestattet worden, aber der Baron hatte dringend gewünscht, sie möge dies unterlassen, es würde sie Beide nur unnütz aufregen, und er wolle nicht wieder den Frieden verlieren, den er sich in der jüngsten Zeit mühsam erworben habe. Das Antlitz des Bruders veränderte sich bei ihrem Erscheinen nicht; er hatte wohl den unendlich schmerzlichen Blick der Schwester bemerkt,



Björnstjerne Björnson. (S. 187)

und er nickte ihr freundlich zu, wie Jemand, der endlich Alles überwunden hat und dem selbst dies peinliche Wiedersehen nicht mehr wehe thun kann.

Auch Sophie vermochte nur zu wiederholen, was sie in der Voruntersuchung bereits ausgesagt hatte; sie that es in ihrer klaren, ruhigen Weise, und Niemand mochte ahnen, wie es in ihrem Herzen eigentlich aussah. Nur die Comtesse wußte es und blickte von ihrem Platze mit innigster Theilnahme auf die arme Freundin, die jetzt eine schwere Stunde durchmachen mußte. Die Baroneß sollte zuerst über jene Spazierfahrt Auskunft geben, die der unseligen Katastrophe vorangegangen war und sie vielleicht vorbereitet hatte. Sie schilderte Alles ganz einfach, ohne jedes Zögern, und Niemand konnte zweifeln, daß sie die Wahrheit sage. Auf die direkte Frage des Präsidenten, ob sie an jenem Abend eine Anwandlung von Eifersucht an ihrem Bruder bemerkt habe, erwiederte sie ruhig: „Weder da, noch sonst jemals. Felix ist eine zu vornehme, edle Natur, als daß eine so häßliche Leidenschaft sich seines Herzens bemächtigen könnte." Wie jung auch dies Mädchen war, und wie verständig sie sich auch zeigte, jetzt kam doch etwas von dem Idealismus zum Vorschein, der bei ihrem Bruder unwillkürlich hervorblitzte, selbst wenn er ihn nicht zeigen, sondern sich sehr nüchtern und vernünftig erweisen wollte.

„Und was wissen Sie von den Vorgängen jener Nacht?" fragte der Präsident.

Sophie erzählte, daß sie zeitig zu Bett gegangen und erst mitten in der Nacht geweckt worden sei, um ihre Schwägerin bereits als Leiche wiederzusehen.

„Wie benahm sich Ihr Herr Bruder, als Sie in das Sterbezimmer traten?"

„Er war völlig fassungslos und gab mir lange auf meine Fragen keine Antwort, erst als ich von Neuem in ihn drang, um zu erfahren, wie es möglich geworden, daß Fanny so schnell sterben konnte, da entgegnete er nur: ‚Ich weiß es nicht! Frage mich nicht.'"

„Und war das Alles? Hat er Ihnen über das traurige Ereigniß nichts weiter mitgetheilt?"

Die Baroneß öffnete schon die Lippen, um mit einem ruhigen „Nein" zu antworten, da kam ihr mit einem Schlage die Erinnerung an jenes entsetzliche Bekenntniß, das sie so furchtbar erschreckt und ihr die Besinnung geraubt hatte. Sollte sie dies jetzt verrathen und damit ihren armen Bruder vollends vernichten? Sie zögerte einen Augenblick, dann aber siegte ihre Wahrheitsliebe und sie sagte mit lauter, fester Stimme: „‚Ja, ich weiß es,' rief er dann noch ganz verzweiflungsvoll aus: ‚Ich habe sie getödtet!'"

In athemloser Spannung hatte die Versammlung der Aussage der jungen Baroneß gelauscht, wie leise sie auch gesprochen, so war doch Keinem im Saale ihr Bekenntniß entgangen und es machte auf Alle einen tiefen Eindruck. Ein leises Murmeln lief durch den Gerichtssaal. Sophie hatte kaum die verhängnißvollen Worte ausgesprochen, da ging ein Zittern durch ihren ganzen Körper, und sie vermochte sich nur mit aller Kraftanstrengung noch aufrecht zu erhalten. Es entging ihr nicht der gewaltige Eindruck, den ihre Aussage hervorgebracht hatte, sie ahnte, wie verhängnißvoll dieselbe für ihren Bruder werden mußte, und sie hätte laut aufschluchzen mögen vor Verzweiflung und Schmerz.

Den Angeklagten verließ auch jetzt noch nicht die resignirte Stimmung, die er während der ganzen Verhandlung größtentheils gezeigt hatte; er warf jetzt seiner Schwester einen ruhigen, freundlichen Blick zu, als wolle er damit sagen: „Ich danke Dir dennoch, daß Du die Wahrheit bekannt hast. Wir Ehrenreichs dürfen nicht lügen."

„Konnten Sie an die Wahrheit dieses Ausrufes glauben, oder hielten Sie es für ein in der höchsten Aufregung hervorgestoßenes Wort?" fragte der Vertheidiger dazwischen, und der Staatsanwalt wollte schon gegen diese ihm nicht ordnungsmäßig dünkende Querfrage Einspruch erheben, aber Sophie antwortete bereits darauf: „Ich wurde davon so erschreckt, daß ich die Besinnung verlor und in ein hitziges Fieber verfiel."

Jetzt erst stieß der Baron einen tiefen Seufzer aus. In seiner grenzenlosen Verzweiflung hatte er sich damals um die Erkrankung seiner Schwester nicht weiter gekümmert, sein Hirn durchzuckte damals ja nur der eine Gedanke, daß er seine Frau verloren und auf eine so schreckliche Weise verloren habe, und jetzt erst mußte er erfahren, daß auch seine Schwester von diesem Schlage hart getroffen worden. Es that ihm bitter wehe, und als jetzt Sophie auf einen entlassenden Wink des Präsidenten hinausschwankte, ohne den Muth zu haben, auf ihren Bruder zum Abschied einen Blick zu werfen, rief er leise und zärtlich: „Sophie!"

Bei diesem Anruf zuckte die Baroneß zusammen, sie wandte das Haupt, und als sie jetzt sah, wie ihr Bruder nach ihr die Arme ausstreckte, eilte sie auf ihn zu und sank mit den Worten: „Verzeihe mir, o, verzeihe mir!" an seine Brust.

„Nein, nein, ich habe Dich um Verzeihung zu bitten, daß ich Dich damals so furchtbar erschreckt habe," sagte der Baron, und die Geschwister hielten sich zärtlich umschlungen. Der Auftritt machte doch auf die Zuschauer einen tiefen Eindruck, und die Augen der anwesenden Frauen füllten sich mit Thränen.

Nur wenige Sekunden hielt der Baron seine Schwester umfangen; er raffte sich zuerst aus seiner gerührten Stimmung auf, und Sophie aus seinen Armen lassend, sagte er zärtlich: „Lebe wohl, Kind, und beunruhige Dich nicht weiter um mein Geschick. Ich habe mit der Welt und mit Allem abgeschlossen. Leb' wohl und sei glücklich!"

„Sei glücklich!" hallte es in dem Herzen der jungen Baroneß schmerzlich wieder, und unter heißen hervorstürzenden Thränen verließ sie den Saal, um in das Zeugenzimmer zurückzutreten.

„O Sophie, was ist geschehen? Hat man ihn verurtheilt?" rief Angerstein bei ihrem Anblick aus; er eilte auf sie zu, und ihre Hände ergreifend blickte er ihr in das thränenfeuchte Antlitz.

Der Oberlieutenant war heute ebenfalls als Zeuge vorgeladen worden und bereits vorher mit der Baroneß zusammengetroffen. Auch hier, welch' ein Wiedersehen! Alle seine Versuche, sie in Arco zu sehen, waren leider vergeblich gewesen; wenn Angerstein in der Villa der Comtesse erschien, blieb Sophie unsichtbar, und er mußte es endlich aufgeben, ihr sein übervolles Herz ausschütten zu können. Als er vollends von seinem Freunde erfuhr, daß die Baroneß entschlossen sei, sich von ihm fernzuhalten, weil sie es fühle, daß sie Beide jetzt auf immer getrennt seien, war der Oberlieutenant nicht mehr nach Arco gekommen; er hoffte noch immer, daß sie ein glücklicher Zufall noch einmal irgendwo zusammenführen und ihm Gelegenheit geben werde, ihr zu bekennen, wie seine Liebe durch dies Ereigniß nicht erschüttert worden sei, und daß er an ihr festhalten müsse bis zu seinem letzten Athemzug. Nun war er hier im Zeugenzimmer mit ihr zusammengetroffen, und wie traurig auch die Veranlassung war, die sie an diesen Ort geführt, er hätte doch über das Glück, die Geliebte wiederzusehen, laut aufjauchzen mögen. Wie bleich und traurig sie geworden war in dieser Zeit! Sie schien um viele Jahre gealtert; er gewahrte es auf den ersten Blick, und sein ganzes Herz krampfte sich zusammen.

Als Angerstein vor einer halben Stunde hier im Zeugenzimmer zuerst mit der Baroneß zusammengetroffen war, hatte er sie ehrfurchtsvoll und mit einem zärtlichen Händedruck begrüßen wollen; aber sie hatte nur stumm das Haupt geneigt, rasch den Schleier über das Gesicht gezogen und auf dem nächsten Stuhle schweigend Platz genommen, ohne seine freundliche Anrede mit einem Worte zu erwiedern. Chevalier Josipovic, der mit der Baroneß zugleich in das Zeugenzimmer getreten war, schien die kühle Zurückhaltung der jungen Dame ausgleichen zu wollen, denn er verwickelte den Oberlieutenant sogleich in ein Gespräch und zeigte sich desto aufmerksamer und freundlicher. Freilich verwünschte Angerstein die übertriebene Höflichkeit des Slavoniers, die ihn vollends an dem Versuch hinderte, sich trotz alledem der Geliebten noch einmal zu nähern. Und wenige Augenblicke später war sie schon als Zeugin aufgerufen worden; aber jetzt, bei ihrem unerwarteten Anblick und als sie aufgelöst wieder hier erschien, vergaß er Alles — ihre Kälte und ihre Zurückhaltung, und obwohl ein Dritter, Josipovic, noch im Zimmer anwesend war, eilte er auf sie zu, um in überströmender Herzlichkeit ihr zu verrathen, wie es noch immer in seinem Herzen aussah.

In ihrer Verzweiflung vergaß Sophie all' ihre festen Vorsätze, und daß sie gerade von diesem Manne ein Abgrund auf immer trennen müsse; als er ihre beiden Hände ergriff und diese besorgte Frage an sie richtete, fühlte sie nur das Glück seiner tröstenden, beruhigenden Gegenwart. Sie überließ ihm gern ihre Hände und antwortete mit leiser, bewegter Stimme: „Nein, aber ich habe meinen armen Bruder in das Verderben gestürzt."

„Ach, das dürfen Sie nicht sagen, das ist unmöglich! Sie lieben ihn ja und Sie sind so unendlich gut!" und er sah ihr dabei voll überströmender Zärtlichkeit in die Augen.

Nun näherte sich auch Josipovic dem jungen Mädchen, und er sagte mit einem gewissen Pathos: „Seien Sie ohne Sorge, liebe Sophie. Ich werde ihn retten."

Die Baroneß hörte nicht auf diese Versicherung, ihre geängstigte Seele flüchtete sich jetzt doch zu Demjenigen, den sie tief und innig liebte, und den sie nicht hatte vergessen können, wie sehr auch ihr Verstand ihr täglich gesagt hatte, daß er für sie und sie für ihn auf immer verloren sei.

„Ich mußte sagen, was er mir in jener schrecklichen Nacht bekannt hat, und darauf hin werden und müssen sie ihn verurtheilen," erwiederte Sophie.

Da erschien bereits der Gerichtsdiener und rief den Oberlieutenant als Zeugen auf, daß er im Sitzungssaale erscheinen möge, und nun, in diesem drängenden Augenblick warf Angerstein alle Bedenken bei Seite und flüsterte ihr zärtlich zu: „Sophie, verzweifeln Sie nicht, Alles muß noch gut werden. Ich liebe Sie tief und innig — grenzenlos. Sie dürfen sich nicht länger von mir abwenden, wollen Sie mich nicht namenlos unglücklich machen."

„O, uns trennt Alles!" stammelte sie verwirrt.

„Nichts, wenn auch Sie mich wahrhaft lieben!" entgegnete Angerstein. „Und darf ich dies hoffen? O Sophie, Sie wissen nicht, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe, wie es in meinem Herzen aussieht," und seine Blicke ruhten schwärmerisch auf ihrem Antlitz.

Sie schlug die Augen nieder und wagte auf seine stürmische Rede nichts zu erwiedern.

„Mein Herr, Sie dürfen den hohen Gerichtshof nicht warten lassen," drängte der Gerichtsdiener. „Ich muß Sie bitten, mir augenblicklich zu folgen."

Der Oberlieutenant hörte auch jetzt nicht auf

diesen Ruf. „Sophie, lieben Sie mich wirklich nicht wieder? Darf ich niemals hoffen?“

„Gehen Sie, lieber Angerstein. Man hat Sie schon zum zweiten Male aufgefordert, vor dem Gerichtshofe zu erscheinen,“ sagte Baroneß Sophie leise und unschlüssig, als wolle sie damit einer Antwort ausweichen.

„Nicht eher, als bis Sie mir sagen, ob Sie mich wieder lieben.“

„Ja, ich liebe Sie,“ hauchte Sophie leise, denn sie vermochte seinem Drängen nicht länger zu widerstehen, und ihr Herz war ohnehin so übervoll, so stürmisch erregt.

„O, dann ist Alles gut!“ jubelte Angerstein, und weder auf die Anwesenheit des Gerichtsdieners noch des Chevaliers achtend, schloß er mit glückstrahlendem Antlitz das junge, zitternde und tief erglühende Mädchen in seine Arme. Dann eilte er wie in seligem Rausche aus der Thür; er hatte kaum Zeit, den Sturm seiner Gefühle zu dämpfen und die nöthige Geistesruhe wieder zu gewinnen, denn er befand sich schon wenige Sekunden später im Schwurgerichtssaal.

Ach, sie hatten nicht wie andere Liebende das Glück gehabt, im Sonnenschein, in einem duftigen Garten, unter Rosen das Geheimniß ihrer Gefühle sich zu enthüllen; in einem düsteren Gerichtszimmer war es aufgebrochen! Ein Saal mit Richtern und Geschworenen und einem fremden, neugierigen Publikum empfing den jungen Mann jetzt, und er sollte in einer schwerwiegenden Sache über vergangene Dinge berichten, während die Gegenwart soeben in überströmender Seligkeit durch sein Herz gerauscht war, und er nichts denken und fühlen konnte als: „Sie liebt mich! Und nichts auf der Welt soll im Stande sein, uns jetzt noch zu trennen!“

Wirklich gab auch der Oberlieutenant auf die ersten Fragen des Präsidenten so verworrene Antworten, daß der alte erfahrene Jurist bedenklich den Kopf schüttelte und anfangs zweifelte, ob er nur einen Trunkenen, oder einen geistig gestörten Menschen vor sich habe. Allmählig aber fand sich Angerstein so weit zurecht, um so ziemlich dasjenige zu wiederholen, was er bereits in der Voruntersuchung bekundet hatte, und er erklärte mit Entschiedenheit, daß er Zeichen von erwachender Eifersucht bei dem Angeklagten niemals bemerkt habe. Als er seine Aussage beendigt hatte, konnte er in seiner erregten Stimmung nicht umhin, mit großer Wärme hinzuzusetzen: „Es ist ganz unmöglich, daß Baron Ehrenreich ein solch' schändliches Verbrechen begangen hat, ich bin von seiner völligen Unschuld fest überzeugt, und ich hoffe, daß sie an das Licht kommen wird.“

Der Präsident machte mit der Hand ein abwehrendes Zeichen, um dem Zeugen anzudeuten, daß man von ihm ein solches Urtheil nicht verlangt habe und nicht hören wolle. Angerstein verbeugte sich; aber anstatt den Saal sogleich wieder zu verlassen, eilte er mit hastigen Schritten auf den Angeklagten zu und ihm die Hand reichend, sagte er voll Herzlichkeit mit lauter Stimme: „Ich weiß, Sie sind unschuldig, Herr Baron, ich will dafür meine Ehre, mein Leben verpfänden. Hoffen wir zu Gott, daß Ihre Unschuld an den Tag kommt!“ Dann erst schritt er mit festem Schritt hinaus, ohne das Publikum zu beachten, das mit einigem Befremden das Auftreten des Offiziers aufgenommen hatte.

Bald darauf erschien Chevalier Josipovic in seiner gewohnten vornehmen, weltmännischen Haltung; er verbeugte sich höflich vor den Richtern und Geschworenen, aber kaum war er des Angeklagten ansichtig geworden, da flog es wie Sonnenglanz über sein kurz vorher noch so ernstes, schwermüthiges Antlitz, und mit ausgebreiteten Armen eilte er auf ihn zu. Wie von einer magischen Gewalt emporgezogen, erhob sich der Baron hinter seiner Bank, trat Josipovic einen Schritt entgegen, und nun sanken sich die beiden Freunde laut schluchzend und in tiefster Rührung an die Brust. Kaum ein Auge blieb trocken; es war der mächtige Ausbruch ungekünstelter Gefühle, der selbst die Ruhigsten und Nüchternsten mit fortriß und zur lebhaftesten Theilnahme bewegte. Eine solch' ideale innige Freundschaft in unserer materialistischen Zeit war etwas so Ungewöhnliches, Seltenes, und Menschen, die solcher Gefühle fähig waren, konnten unmöglich gemeine Naturen sein.

Der sonst so sicher und mit vornehmer Kälte auftretende Chevalier zeigte sich am fassungslosesten; er zog immer wieder wortlos, während heiße Thränen über seine Wangen rollten, den Freund an seine Brust.

„Ich danke Dir, o, wie glücklich bin ich, daß ich Dich noch besitze!“ stammelte endlich der Baron in tiefster Bewegung, und nun fand auch endlich Josipovic einen Ausdruck für die Gefühle, die durch seine Brust stürmten.

„O, mein Freund, wie hab' ich mich nach Dir gesehnt! Wie auch Dein Geschick sich entscheiden mag, ich habe keinen anderen Wunsch, als den, es mit Dir zu theilen!“

Wie schwärmerisch diese Versicherung klang, es konnte doch Niemand an dem Ernst derselben zweifeln, denn Jeder mußte fühlen, daß sie bei diesem sonst so kalten, abgeschlossenen Menschen aus dem tiefsten Inneren kam.

Ueber das bleiche, vergrämte Antlitz des Barons flog ein seliges Lächeln. „Ich weiß es, ich konnte an der ganzen Welt irre werden, nur an Dir nicht. Wenn Einer, so bist Du im Stande, mir das Vertrauen an die Menschheit wiederzugeben.“

Die Freunde umarmten sich noch einmal zärtlich und dann ging, auf die Mahnung des Präsidenten, Jeder von ihnen auf seinen Platz. Der Chevalier stellte sich mit einer neuen Verbeugung und den Worten: „Verzeihen Sie meine Herren, daß ich Sie aufgehalten habe,“ dem Gerichtshof zur Verfügung. Er war jetzt wieder ein völlig Anderer, die kurze Zeit, die er gebraucht, um zu der ihm angewiesenen Zeugenbank zu gelangen, hatte genügt, um den Sturm seines Inneren zum Schweigen zu bringen und dem Präsidenten ein Antlitz zu zeigen, auf dem nichts mehr von all' dem Schmerz und Leid zu lesen war, das in ihm durch das Wiedersehen des Freundes erzeugt worden war. Dieser seltsame Mann wußte sich doch wunderbar zu beherrschen. Und nun gab er in seiner durchsichtigen, klaren Weise sein Zeugniß ab; er konnte auch nur wiederholen, was er bereits in der Voruntersuchung angegeben hatte; aber aus jedem seiner Worte ging deutlich das Bestreben hervor, die Sache seines Freundes in das günstigste Licht zu stellen, ohne doch die Wahrheit verletzen zu wollen.

Die Aussage des Chevaliers machte auf alle Anwesenden, besonders auf das Publikum, den tiefsten Eindruck. Man gewann die Ueberzeugung, in diesen Angaben sei allein das Richtige zu finden, und seine Behauptung, die Vergiftung der Baronin könne doch nur auf einem traurigen Versehen Seitens ihres Gemahls beruhen, gewann selbst bei den Geschworenen den meisten Anklang.

Nachdem seine Vernehmung beendigt war, wandte sich Josipovic mit den Worten an den Vorsitzenden: „Wollen Sie mir noch eine kurze Bemerkung gestatten, Herr Präsident?“ und als dieser seine Zustimmung ertheilt hatte, begann er ein Charakterbild seines Freundes zu entwerfen. Er vermied alle Uebertreibung, aber er hob mit seiner ungewöhnlichen Sprachgewandtheit und Geistesschärfe die Eigenschaften des Barons hervor, stellte sie in die rechte Beleuchtung und suchte zu beweisen, daß eine so innerlich edle, großherzige Natur eines so gemeinen Verbrechens völlig unfähig sei. Je länger er sprach, desto mehr wurde er von seinen eigenen Worten mit fortgerissen; sein ganzes Wesen war verändert, das sonst so marmorkalte Antlitz belebte sich, und in den grauen Augen schimmerte ein eigenthümlicher Glanz. Mit wahrhaft hinreißender Begeisterung suchte er zuletzt die Unschuld seines Freundes darzulegen; es war nicht mehr ein Zeuge, der sprach, sondern ein Anwalt, der mit glänzender Beredtsamkeit für den Angeschuldigten eine Vertheidigungsrede hielt. Wie wenig auch der Chevalier zu einem solchen Auftreten berechtigt war, so wagte selbst der Vorsitzende ihn nicht zu unterbrechen und hörte mit derselben Spannung, wie die übrigen Richter und Geschworenen und wie das athemlos lauschende Publikum auf einen Mann, der mit dieser begeisterten und begeisternden Rede die tiefste Wärme seines Herzens, wie die größte Schärfe seines Verstandes bewies, denn er hatte nicht den geringsten Umstand unerwähnt gelassen, der als Beweis der Unschuld seines Freundes dienen konnte.

Hingerissen von den Worten des Chevaliers brachen am Schluß seiner Rede viele der Zuhörer in lebhafte Zeichen des Beifalls aus, und nur die Mahnung des Präsidenten, daß er den Saal räumen lassen müsse, brachte die Erregten zum Schweigen, aber Aller Blicke, besonders die der anwesenden Frauen, richteten sich voll Bewunderung auf den eleganten, stattlichen Mann, der sich als ein so warmherziger, idealgesinnter Freund erwies. Selbst Comteß Margareth, die sich niemals eines gewissen Vorurtheils gegen den Slavonier erwehren konnte und ihn im Grunde seines Herzens für kalt und völlig blasirt hielt, wurde heute anderer Meinung und mußte sich doch gestehen, daß der Chevalier ein Herz habe und warmer, tiefer Gefühle wohl fähig sei.

Als Josipovic den Saal verließ, schweiften seine Blicke noch einmal über die Versammlung hinweg, jetzt bemerkten seine scharfen, dunklen Augen die Comtesse, die sie vielleicht allein gesucht hatten, er grüßte ehrfurchtsvoll zu ihr hinüber, und dann war er mit seinem raschen, elastischen Schritt verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Björnstjerne Björnson.

(Mit Porträt auf Seite 185.)

Seit etwa anderthalb Jahrzehnten hat sich die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf eine Reihe von nordischen Autoren gerichtet, welche als Novellisten oder Dramatiker Hervorragendes leisten. Neben dem Norweger Henrik Ibsen ist der bekannteste unter ihnen sein Landsmann Björnstjerne Björnson, dessen Porträt wir auf Seite 185 bringen. Er ist am 8. Dezember 1832 zu Kvikne in Oesterdalen als Sohn eines Pfarrers geboren und studirte seit 1852 auf der Universität Christiania, wo er auch bereits seine schriftstellerische Thätigkeit begann. 1857 wurde er Theaterdirektor in Bergen und schrieb daneben Erzählungen und Dramen, vertauschte 1859 diese Stellung mit der eines Redakteurs in Christiania, um nach einem Jahre mit einem Staatsstipendium in's Ausland zu gehen. Er weilte mehrere Jahre in Rom und kehrte im Herbst 1863 nach Norwegen zurück, wo ihm bald darauf vom Storthing als Anerkennung seiner dichterischen Leistungen eine jährliche Pension zuerkannt wurde. Von 1872 bis 1876 weilte Björnson wieder im Ausland, kehrte dann abermals heim und lebt jetzt seit 1883 in Paris, was ihn jedoch nicht hindert, an der Entwickelung der heimischen Verhältnisse den regsten thätigen Antheil zu nehmen. Als Politiker gehört er zur sogenannten Bauernpartei, für die er durch wirkungsvolle Reden, wie durch zahlreiche Flugschriften zu wirken sucht. Von seinen novellistischen Arbeiten heben wir die prächtigen Schilderungen aus dem norwegischen Volksleben: „Ein froher Bursch“ und „Ein Fischermädchen“, und unter seinen dramatischen Schöpfungen die auch in Deutschland

vielfach aufgeführten Schauspiele: „Zwischen den „Schlachten", „Die Neuvermählten" und „Ein Fallissement" hervor.

Der Lämmergeier.

(Mit Abbildung.)

Der größte und stärkste Raubvogel Europa's und der ganzen alten Welt ist der zum Geiergeschlechte gehörige Lämmergeier (auch Bartgeier oder Geieradler genannt), der 1 bis 1,15 Meter lang wird und eine Flugbreite von 2,4 bis 2,67 Meter erreicht; die Fittiglänge beträgt 79 bis 82, die Schwanzlänge 48 bis 55 Centimeter. Die erstgenannten Maße gelten für das Männchen, letztere für das größere Weibchen. In der Schweiz kommt er nur noch auf den höchsten Gebirgen von Bern, Graubünden, Tessin und Wallis vor; in den deutschen und österreichischen Alpen scheint er gänzlich ausgerottet. Für gewöhnlich bilden kleinere Vierfüßler die Nahrung des Lämmergeiers, der Hunger treibt ihn aber auch zum Angriffe auf alte und große Thiere, namentlich wenn diese sich an abschüssigen Stellen in der Nähe eines Abgrundes bewegen. Daß der Lämmergeier zuweilen selbst Angriffe auf Menschen macht, ist eine verbürgte Thatsache, und unsere Abbildung stellt einen der interessantesten Fälle dieser Art dar. Bei Reichenbach im Kanton Bern fuhr ein riesiger Lämmergeier plötzlich auf einen vierzehnjährigen Knaben los, warf ihn nieder und begann mit dem Schnabel auf ihn einzuhauen. Der kräftig gebaute Junge wehrte sich aus Leibeskräften, wäre aber doch wohl verloren gewesen, wenn auf sein Geschrei nicht eine in der Nähe arbeitende Frau herbeigeeilt wäre, bei deren Annäherung der Vogel sich davon machte. Der Knabe hatte drei tiefe Aufschürfungen am Hinterkopfe davon getragen, und auf Brust und Seite sah man deutlich die Krallengriffe als blaue, zum Theil blutige Flecken. — Der Lämmergeier lebt meistens paarweise; jedes Paar hat ein Gebiet von vielen Quadratkilometern Flächenausdehnung inne, das es regelmäßig durchstreift.



Lämmergeier einen Knaben überfallend.

Ihr Bild.

Novelle von H. Harden.

(Nachdruck verboten.)

Seit fünfzehn langen Jahren hatte ich meinen Freund Horst nicht gesehen. Damals hatte ich den armen, arg verschuldeten Kameraden mit Zittern und Zagen zur Bahn gebracht, denn wir wähnten immer noch den unbarmherzigen Hauptgläubiger mit einem Schuldarrestmandat nahen zu sehen — heute war ich wohlbestallter Stabsoffizier, und Horst: ja, was war Horst eigentlich?

Damals war er fast mittellos in die Fremde gegangen, in holländischen Diensten hoffte der verabschiedete Lieutenant eine neue Zukunft zu finden. Aus dem Haag erhielt ich denn auch eine kurze Mittheilung, daß er für Java angeworben sei, und durch Vermittelung eines Amsterdamer Bankiers zwei Jahre später einen Chek über eine kleine Summe, die ich ihm vorgestreckt hatte. Auch seine übrigen Gläubiger waren, so erfuhr ich gelegentlich, befriedigt worden. Weiter hörten wir Regimentskameraden nichts von dem lieben Gesellen.

Groß war daher mein Staunen, als ich in der letzten Nacht herausgeklingelt wurde, und der Bote mir eine Depesche einhändigte, die kurz und bündig lautete: „Morgen Abend elf Uhr Anhalter Bahnhof. Alles Weitere mündlich. Theodor v. Horst." Das Telegramm kam aus Paris, und die Adresse trug noch meine frühere Regimentsnummer; die Post hatte wieder einmal ihre Findigkeit beweisen können.

So stand ich denn voll Ungeduld auf dem Perron und harrte des Einlaufens des Expreßzuges. Endlich rollte er heran. Die Schaffner rissen die Thüren auf, mit verschlafenen Gesichtern starrten die Aussteigenden in das grelle elektrische Licht. Ganz hinten war der durchgehende Pariser Wagen angehängt. Ich eilte darauf zu und sah gerade einen Diener mit gelblichem Spitzbubengesicht ein reservirtes Coupé erster Klasse öffnen. Etwas langsam und schwerfällig stieg ein vornehm aussehender Herr im mächtigen Reisepelz aus. Sollte, konnte das Horst sein? Der Fremde sah sich bedächtig ringsum, schließlich blieb sein Blick auf mir haften. Auch ich trat unwillkürlich einen Schritt näher.

„Herr v. Wagern?" sagte der Reisende, höflich den Hut lüftend. Im gleichen Augenblick hatte aber auch ich ihn erkannt.

„Horst, mein lieber, alter Horst!" mehr vermochte ich nicht herauszubringen.

Er erwiederte meine stürmische Begrüßung mit inniger Herzlichkeit, wenngleich mit einem gewissen, sicher nicht böse gemeinten Phlegma.

Humoristisches.

Das Scheuerfest in der Woche vor Pfingsten.



„Ja!" sagte er dann, nachdem wir uns gegenseitig etwas verwundert angeschaut hatten, „da wären wir also. Aber nun laß uns nach dem Hotel fahren."

Horst sollte, so hatte ich es mir gedacht, eigentlich bei mir wohnen, der galonnirte Diener und das ganze, äußerst wohlhabende Aussehen des Freundes ließen es mir aber doch fraglich erscheinen, ob meine bescheidene Wohnung ihm besonders zusagen würde. Vor dem Bahnhof hielt denn auch bereits eine elegante Equipage, und an ihrem Schlag stand der Kommissionär des Hotel de Rome. „Die telegraphisch bestellten Räume sind bereit, Herr Baron," meldete er mit tiefer Verbeugung.

Eine halbe Stunde später saßen wir in einem luxuriös eingerichteten Salon der ersten Etage des Hotels. „Du erwartest wohl noch Deine Familie?" fragte ich, auf die anstoßenden Räume deutend.

Horst lächelte. „Du meinst, weil ich mich hier ein wenig breit gemacht habe? Nein, mein Herz, ich bin Junggeselle. Die vielen Räume wird wohl der Portier des Pariser Hotels bei seiner Bestellung für Mynheer erforderlich gehalten haben. Aber nun zu Tisch, Wagern, die lange Fahrt hat mich ganz ungewohnt hungrig gemacht."

Während des Soupers kamen wir endlich in den rechten Plauderton, als dann aber der Sekt in den Kelchen schäumte, wurde Horst merkwürdiger Weise wieder ernst.

„Die Zeit ist zwar schon vorgerückt, aber wenn Du nichts dagegen hast, möchte ich Dich wohl noch ein Stündchen festhalten," begann er, sich in seinen Sessel zurücklehnend. „Mich drängt's allzu gewaltig, Dir von meinen Erlebnissen zu berichten, ist's doch seit langen Jahren das erste Mal, daß ich mich einem wirklichen Freunde gegenüber aussprechen kann. Ich bin eigentlich ein Glückspilz gewesen, wenigstens würde die Mehrzahl der Menschen mich so nennen. Es ging mir freilich in Indien zuerst herzlich schlecht, aber nachdem ich mich akklimatisirt und meine Sprachkenntnisse erweitert hatte, avancirte ich rasch.

Dann begannen im Frühjahr 1873, wie Du Dich erinnern wirst, unsere wechselvollen Expeditionen auf Sumatra gegen das Sultanat Atschin. Unsere erste Expedition verlief unglücklich, und dieser Mißerfolg hatte die Atschinesen über Gebühr ermuthigt. Wiederholt brachen sie raubend und mordend in unser Gebiet ein und überfielen eines Tages auch Trumon, den Mittelpunkt der sehr ausgedehnten Plantagen eines alten Mynheer van Streeten, zu deren Schutz ich mit meiner Kompagnie detachirt worden war. Der mehrtägige Kampf gegen den wohl zehnfach überlegenen Feind war sehr ernst, bisweilen mußten wir das Schlimmste befürchten, und ohne die reiche Erfahrung des liebenswürdigen Besitzers wären wir vielleicht verloren gewesen. Van Streeten war wirklich trotz seines hohen Alters der beste Kampfgenosse, den man sich wünschen konnte. Die Gefahr brachte uns Beide näher, schließlich wollte mein Glück, daß ich den Greis in dem letzten, siegreichen Gefecht, freilich schwer verwundet, aus den Klauen der braunen Feinde rettete.

Der alte Herr kam nie wieder in den Vollbesitz seiner Kräfte. Ich aber war ihm seit jenem Tage wie ein Sohn, und kaum hatte ich der militärischen Ehre genügt, indem ich mir bei dem zweiten, erfolgreichen Sturm auf Atschin einen mich für den weiteren Dienst unbrauchbar machenden Streifschuß am Knie holte, so mußte ich nach Trumon zurückkehren. Leider sollte ich mich indessen der Freundschaft des trefflichen Mannes nicht mehr lange erfreuen, schon im Sommer 1874 entschlief er in meinen Armen. Streeten war kinderlos, ich war sein Universalerbe — der Erbe von Besitzungen, die beiläufig gesagt wohl so groß sind, wie ein kleines deutsches Fürstenthum.

Warum ich in der Zwischenzeit nicht einmal nach Europa kam, wirst Du fragen? Ja, lieber Karl, Besitz gibt Pflichten, und es kostete Jahre angestrengtester Arbeit, ehe ich mich in meine neue Lebensaufgabe hineingearbeitet hatte. Vielleicht würde ich mich auch jetzt noch nicht losgerissen haben, wenn mich nicht ein sonderbarer Umstand mit geradezu geheimnißvoller Macht dazu getrieben hätte. Es wird im nächsten Monat ein Jahr, daß ich auf einer neu angelegten Plantage auf Majauk weilte. Gerade in diese Zeit fiel jene schreckliche vulkanische Eruption, welche den ganzen Archipel in seinen Grundfugen erschütterte und uns, obwohl wir weit von dem eigentlichen Herde derselben entfernt waren, mit einem gewaltigen Aschenregen und einer furchtbaren Fluthwelle heimsuchte. In jener Nacht nun muß dicht bei meiner Besitzung ein Schiff untergegangen sein, denn am nächsten Tage wurden Schiffstrümmer und der Leichnam eines jungen Mannes an den Strand getrieben.

Vergebens suchte ich Namen und Herkunft des Unglücklichen festzustellen. Ich ersah aus seiner Wäsche nur die Anfangsbuchstaben seines Namens v. B. und die Adresse eines Berliner Fabrikanten, die unterhalb des Chemisettes eingestickt war; Papiere hatte er gar nicht bei sich, er schien in der drohenden Gefahr nur die nothdürftigsten Kleidungsstücke übergeworfen zu haben. Dagegen fand ich auf seiner Brust ein Medaillon und in demselben das Pastellporträt eines jungen Mädchens."

Horst holte tief Athem, riß sein Jaquet auf und löste von einer dünnen goldenen Kette ein ziemlich massives Medaillon. Dann drückte er an einer Feder und reichte mir die geöffnete Kapsel. Es war wirklich ein bildhübsches Gesichtchen, das mir aus dem goldenen Rahmen entgegenblickte, ein zartes, feingeschnittenes Oval, von blonden Locken umschlossen, mit dunklen Rehaugen voll Sinnigkeit — echten Spiegelbildern eines guten, warm empfindenden Frauenherzens.

Ich fühlte, ohne selbst aufzuschauen, wie die Augen meines Freundes fragend auf mir ruhten, und als ich endlich sagte: „Es ist wirklich ein überaus liebliches, anmuthiges Gesichtchen — man fühlt sich unwillkürlich zu dem Bilde hingezogen," — rief er heftig: „Das ist es eben. Das Bild übt auf mich einen geradezu geheimnißvollen Zauber aus — lache nicht, Karl; ich habe mich in das unbekannte Original gründlich verliebt. So unbegreiflich, wie Dir das klingen mag, ist es nicht. Wir Plantagenbesitzer führen ein einsames Leben, die Arbeit ist so ziemlich unsere einzige Zerstreuung. Unwillkürlich klammerten sich daher meine Gedanken an dem Bilde fest, ich ließ es nicht von meinem Schreibtisch, und meine Augen schweiften immer wieder zu den süßen Kinderaugen hinüber, die mir bald im Wachen und im Träumen nicht mehr aus dem Sinn kommen wollten. Schließlich faßte ich einen energischen Entschluß, und so siehst Du mich hier in Berlin, um das Original dieses Bildes aufzusuchen. Dir aber hilft nichts, Du sollst und mußt mich von morgen an bei meinen Irrfahrten unterstützen. Willst Du, alter Freund?"

Gern schlug ich ein. „Schlaf wohl, Horst, die erste Nacht im alten Vaterlande und Glück auf für alles Weitere!" —

In aller Morgenfrühe stand Horst bereits vor meinem Bett. „Ich habe den Wagen unten, steh' auf, Du Langschläfer, und schlüpfe in Deinen Staat. Besitzest Du ein Adreßbuch? Während Deines Ankleidens werde ich meine Nachforschungen schon beginnen."

Als ich eine Viertelstunde später fertig war, fand ich ihn vor dem dickleibigen Adreßbuch der Millionenstadt an meinem Schreibtisch sitzen. Er blätterte höchst mißmuthig darin. „Ich sagte Dir schon, das Medaillon und die Firma im Chemisette sind meine einzigen Wegweiser. Hier" — er wies auf ein Stückchen Leinwand — „hier ist die letztere, da brüte ich aber nun seit fünfzehn Minuten über Eurem Elephanten von Wohnungsanzeiger und kann den Namen nicht finden. Die Firma muß erloschen sein."

„Darüber werden wir vom Handelsrichter Auskunft erhalten können. Wie steht es aber mit dem Medaillon? Bietet dasselbe auch irgend einen Anhaltspunkt für unsere Forschungen?"

„Kaum — nur ist neben dem Karatstempel auch das verheißungsvolle Wörtchen ‚Berlin' eingeprägt!"

„So wollen wir, schlage ich vor, zuerst zu Vollgold, einer unserer ersten Juwelierfirmen, fahren und dann nach dem Handelsgericht. Vielleicht kann der Goldschmied uns doch irgend eine Auskunft geben, die Juweliere erkennen die Arbeiten der einzelnen Geschäfte oft an ihrer eigenthümlichen Ausstattung."

Diese Hoffnung erwies sich freilich als völlig vergeblich, man vermochte uns im Geschäft nur zu sagen, daß das Medaillon etwa der Geschmacksrichtung der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts entspreche. Der anwesende Geschäftsinhaber versprach indessen, sich noch näher erkundigen zu wollen, wenn das Medaillon auf einige Stunden in seinen Händen bleiben könne. Nach kurzem Zögern ließ Horst die Kapsel zurück, von dem Bild wollte er sich unter keinen Umständen trennen.

Glücklicher waren wir auf dem Handelsgericht. Das gesuchte Wäschegeschäft hatte nur den Besitzer gewechselt, und lag in der Friedrichstraße. „Jetzt haben wir gewonnenes Spiel," triumphirte mein Freund bereits. „Der Inhaber wird aus den alten Büchern leicht den Besteller ermitteln können."

Wir mußten leider eine neue Täuschung erfahren. Der Fabrikant erklärte von vornherein, daß er zwar gern die alten Bücher durchsehen und alle Kunden, welche ein Monogramm v. B. erhalten hätten, für uns ausziehen lassen wolle, bei den zahlreichen, ungestickt vom Lager verkauften Waaren sei der Erfolg jedoch sehr zweifelhaft. Plötzlich kam mir der Gedanke, ob vielleicht einer der Angestellten schon in dem alten Geschäft fungirt hatte, man konnte vielleicht durch diesen eine weitere Spur auffinden. Es fand sich denn auch, daß der frühere Zuschneider noch in Berlin und zwar in einem Konkurrenzgeschäft sei — auf eine Anfrage per Telephon erklärte er sich bereit, am Nachmittag zu Horst in's Hotel zu kommen.

Ich mußte zum Dienst und habe gewiß höchst unaufmerksam dem Vortrag meines Adjutanten gelauscht. Sobald ich konnte, eilte ich wieder zu meinem Freunde und fand ihn bereits über einem Dutzend Namen aus der Kundenliste des Wäschegeschäfts brüten. Leider entbehrten dieselben fast Alle der genaueren Adresse, und ich konnte zu der energischen Versicherung Horst's, er werde im Nothfall sämmtlichen Familien v. B. nacheinander seine Aufwartung machen, nur lächeln.

Nach dem Mittagessen brachte ein junger Mann aus dem Juweliergeschäft das Medaillon mit einer gänzlich negativen Auskunft zurück, und bald darauf ließ sich der Zuschneider melden. Er war ein aufgeweckter Mensch, der sich augenscheinlich gern das hohe Honorar, das Horst ihm versprach, verdienen wollte, aber er vermochte sich keines Kunden v. B. zu erinnern, auf den die Beschreibung paßte, welche mein Freund ihm von dem Schiffbrüchigen entwarf. Schließlich gab Horst ihm einige Thaler für seine Mühe, und er trat, um sich zu bedanken, näher an den Tisch heran, auf welchem zufällig

noch das von dem Juwelier zurückgebrachte Medaillon lag. Kaum sah er aber die breite Goldkapsel, so schlug er sich vor die Stirn und rief freudig: „Wie man nur so vergeßlich sein kann! Wenn der Herr, den Sie suchen, mit diesem Medaillon in Verbindung steht, so kann ich Ihnen vielleicht doch Auskunft geben."

„Hundert Mark für jede Nachricht, und wenn sie noch so dürftig ist — dreihundert, wenn Sie uns auf die richtige Fährte bringen!" rief Horst erregt und warf einen Hundertmarkschein auf den Tisch.

Der Mann steckte schmunzelnd die Banknote ein. „Ja, meine Herren, das Ding da weckt plötzlich alle meine Erinnerungen. Ich weiß jetzt genau, daß ich dem Herrn, den Sie suchen, Maß genommen habe, denn gerade dabei fiel mir auf, daß er sonderbarer Weise solch' großes Medaillon, wie man es sonst nur bei Damen sieht, auf der Brust trug."

„Aber wie hieß er? Darauf kommt es an!"

„Ja, wie hieß er? Ich habe das Packet selbst gepackt, es wurde nach einem hiesigen Hotel geschickt — erlauben Sie einmal, meine Herren, der Kunde stammte aus Ostpreußen — er sprach ganz den dortigen Dialekt — aber der Name, ich kann auf den Namen nicht kommen."

Wir lasen ihm die Kundenliste vor. Einige Male horchte er auf, dann schüttelte er immer wieder den Kopf. Endlich bei dem Namen v. Breka in Allenstein behauptete er, sich genau zu erinnern, so und nicht anders müsse der Herr sich genannt haben.

Wir athmeten auf. Als der Mann das Zimmer verlassen hatte, fiel mir Horst in die Arme, und ich glaube, es fehlte nicht viel, so wäre Mynheer im Zimmer herumgetanzt. Ich fühlte mich noch nicht ganz unserer Sache sicher, aber Horst wollte von keinem Bedenken wissen. Kaum daß ich ihn bewegen konnte, telegraphisch bei dem Magistrat von Allenstein anzufragen, ob dort eine Familie v. Breka lebe und ob ein Angehöriger derselben verschollen sei.

Als dann gar nach wenigen Stunden eine Drahtantwort des Inhalts einlief: „v. Breka hier. Sohn Naturforscher, zuletzt Sundainseln, Familie seit Jahren ohne Nachricht. Auskunft sehr erwünscht!" — entschloß Horst sich zur sofortigen Reise nach Allenstein, und ruhte nicht eher, bis ich mir „dringender Familienverhältnisse halber" Urlaub erwirkte, um ihn zu begleiten.

Am nächsten Mittag kamen wir in Allenstein an. Der Wirth des ersten ganz guten Hotels, den wir natürlich sofort interpellirten, konnte uns bereits einige Auskunft geben. Frau v. Breka war die Wittwe eines preußischen Majors, die von ihrer kleinen Pension sehr zurückgezogen lebte. Der einzige Sohn hatte Naturwissenschaften studirt und war vor zwei Jahren im Auftrag einer Hamburger Firma, welche die Produktivität der Karolinen durch ihn untersuchen lassen wollte, in See gegangen. Frau v. Breka sollte auf die Nachricht seines Todes bereits völlig vorbereitet sein, da das Scheitern des von ihm benutzten Dampfers bekannt geworden war.

„Und Herr v. Breka war verheirathet oder verlobt?" fragte Horst ungeduldig.

Der Wirth verneinte mit Bestimmtheit. Mein Freund fragte mit einigen höflichen Zeilen bei Frau v. Breka an, ob wir ihr unsere Aufwartung machen dürften, erwähnte dabei kurz und vorsichtig, daß er ihr eine Nachricht über ihren Sohn zu bringen habe und unterzeichnete sich als „Großgrundbesitzer auf Sumatra".

Frau v. Breka ließ uns sofort zu sich bitten. Wir fanden eine feingebildete Matrone, deren ernste Züge noch die Spuren einstiger Schönheit trugen. Sie war völlig gefaßt und erleichterte uns unsere schwierige Aufgabe in jeder Weise. Nur als sie Horst bat, ihr über die ferne Ruhestätte ihres Sohnes zu berichten, glänzte es feucht in ihren Augen.

„Ich habe den Landsmann wie einen Bruder bestattet!" entgegnete Horst einfach. „Ueber seinem Grabe wölbt sich eine mächtige Sykomokore und des Oceans Wogen schlagen bis an den Fuß des Denkmals, das ich auf dem Grabe setzen ließ." Er löste dabei leise das Medaillon von seiner Brust und fuhr fort: „Hier, gnädige Frau, habe ich Ihnen noch ein letztes Andenken an den theuren Verstorbenen zu überreichen —"

Die alte Dame bebte, als sie die goldene Kapsel in Händen hielt, sie preßte die Lippen auf das Medaillon und schluchzte tief und schmerzlich. Erst allmählig vermochte sie sich zu fassen. „Verzeihen Sie, meine Herren," sagte sie leise. „Ich wollte ruhig und gefaßt sein, aber das Herz ist stärker als der Wille."

Ich griff nach meiner Mütze, denn ich fühlte, es war Zeit zu gehen. Aber Horst zögerte noch immer, ich wußte wohl weshalb und versuchte ihm zu Hilfe zu kommen. „Gestatten Sie mir noch eine Frage, gnädige Frau, die einem wohl nur natürlichen Interesse entspringt: wer ist das Original des reizenden Mädchenbildes in jenem Medaillon?"

Frau v. Breka lächelte unter Thränen. „Wessen Bild mein guter Sohn auf seinem kindlichen Herzen trug? Die böse Zeit muß mir doch arg mitgespielt haben, daß Sie das Original nicht erkennen: vor mehr als dreißig Jahren ließ ich das Bild für meinen Bräutigam malen, und man sagte damals, es sei sehr ähnlich!" —

Wir saßen am späten Nachmittag recht trübselig am Fenster der Honoratiorenstube des Hotels und sahen auf den öden Marktplatz hinaus. Horst rauchte eine Cigarre nach der anderen, ich war bereits beim dritten „ostpreußischen Maitrank", gesprochen hatten wir Beide kaum ein Wort seit der letzten Eröffnung der Frau v. Breka. Wozu auch? Wie hätte ich den armen Horst, der eine Fahrt um die halbe Erde gemacht hatte, um das Original eines reizenden Mädchenbildes zu suchen, und als dieses schließlich eine ehrwürdige Matrone fand, trösten sollen? Ich wußte, er mußte das mit sich selbst abmachen.

Der arme Mann aus Sumatra saß also am Fenster und zählte trübselig die Pflastersteine des Marktplatzes. Plötzlich aber sprang er auf, riß seinen Hut vom Kleiderständer, rief mir noch zu: „Sie!" und stürzte zur Thür hinaus. Ich wollte ihm ganz erschrocken nacheilen, da fiel mein Blick durch die Fensterscheiben, und ich sah draußen meinen Freund mit einer jungen Dame sprechen. Ich war wie vom Schlage gerührt. Das schlanke, schöne Mädchen glich wirklich Zug um Zug dem verhängnißvollen Porträt, da fehlte weder der frische Mund, noch die blonden Locken, noch die klugen Augen voll Güte und Sinnigkeit! Und zugleich wurde mir Alles klar: das junge Mädchen mußte eine Tochter der Frau v. Breka sein! Was Wunder, daß auch ich sofort nach meiner Mütze griff und dem Freunde nacheilte.

Horst hatte seine Sache übrigens bereits trotz aller Erregung recht geschickt eingefädelt, indem er nach einer höflichen Vorstellung Fräulein v. Breka bat, ihm von ihrer Mutter die Erlaubniß zu erwirken, das Bild im Medaillon kopiren lassen zu dürfen. Ich stand ihm bei, so gut es ging: „Es ist wohl natürlich, gnädiges Fräulein, daß mein Freund ein Kopie zu besitzen wünscht. Er hat das Bild Ihrer verehrten Frau Mutter in der Einsamkeit seiner Plantagen so lieb gewonnen — ich bin gewiß, Sie unterstützen seine Bitte."

Fräulein v. Breka lächelte erröthend. „Wenn Sie mit einem Produkt meiner geringen Kunstfertigkeit vorlieb nehmen wollen, will ich — Dilettantin, wie ich bin — die Kopie selbst ausführen."

„Das Bild wird für mich noch unendlich viel werthvoller sein, wenn Sie es gemalt haben!"

Sie schüttelte energisch den fein geschnittenen Kopf, fuhr aber dann doch fort: „Und wohin darf man Ihnen das Porträt senden, Herr v. Horst?"

O, wie der alte Fuchs plötzlich lügen konnte! „Ich habe in Memel zu thun und komme in einigen Tagen wieder durch Allenstein. Wäre es unbescheiden, wenn ich mich dann selbst nach den Fortschritten der Kopie zu erkundigen wagte?"

„Mama wird sich gewiß freuen, Ihnen noch einmal unseren Dank aussprechen zu können."

Wir baten, unsere Empfehlungen auszurichten, Fräulein v. Breka reichte uns Beiden die schmale, zierliche Hand, Horst wiederholte mehrere Male: „Auf Wiedersehen!" und sah der jungen Dame nach, bis sie hinter den winkligen Häusern einer kleinen Nebenstraße verschwunden war. Er strahlte vor Glück, ich aber stand daneben und spielte, glaube ich, eine etwas traurige Figur.

Langsam schritten wir in die Hotelstube zurück, die uns jetzt plötzlich in einem ganz anderen Licht erschien. Gleich darauf fuhren wir zur Bahn.

Am Schalter fragte ich: „Ich kann mir wohl allein ein Billet nach Berlin nehmen?"

Er nickte lachend. „Du weißt ja, Alter, daß ich nach Memel muß!" —

Während der nächsten drei Wochen erhielt ich nur einige kurze Mittheilungen von Horst und noch dazu ziemlich gleichgiltigen Inhalts, aber sie waren alle aus Allenstein datirt. Dann jedoch kam plötzlich eine Depesche: „Gewonnen — verlobt. Erwarten Dich sofort. Theodor. Gerta."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich dem Ruf Folge leistete; ich brauche wohl auch nicht das Glück des jungen Paares zu schildern. Horst war kein Freund vom langen Zaudern, und die Bedenken der Frau Mama wegen der Aussteuervorbereitungen konnte er leicht mit dem Hinweis auf seine ferne Heimath beseitigen. Nach kaum vier Wochen führte er seine Rose von Ostpreußen bereits zum Altar, und wenige Tage später brachte ich die Neuvermählten in Bremerhaven auf den Dampfer. Auch Frau v. Breka, die liebenswürdigste Schwiegermutter der Welt, hatte sich ihnen angeschlossen, war doch nun Alles, was ihr lieb und theuer, jenseits des Oceans.

Mir war's auch trübe um's Herz, als ich die Rauchwolken des Lloyddampfers am Horizont entschwinden sah. Ich glaube fast, ich mache es doch wahr, was ich Theodor und Gerta feierlich versprechen mußte: ich nehme nächstens Urlaub nach Sumatra!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Vater und Sohn. — Nach der Erstürmung des Malakoff, des Hauptwerkes von Sewastopol, am 8. September 1855, entdeckte Mac Mahon durch Zufall einen von einer kraftvollen elektrischen Batterie ausgehenden Leitungsdraht zu einer von den Russen unter dem Thurme angelegten Mine, allein die Mine selbst konnte nicht aufgefunden werden, so daß die Sieger trotz Zerschneiden des Drahtes in größter Gefahr schwebten. Als nun französische Soldaten die als Verrammelung dienenden leeren Schanzkörbe in den Fenstern des bombenfesten Thurmkellers in Brand setzten, schien sich ein Schanzkorb zu bewegen, und man fand in demselben einen noch blutjungen russischen Offizier. Nachdem er die Versicherung er-

halten, daß er als Kriegsgefangener gut behandelt werden würde, rief er einige russische Worte in den Keller hinab, worauf noch vier Offiziere und zweihundert Soldaten hervorkamen, welche dringend baten, schleunigst zu den anderen Gefangenen in's Freie geführt zu werden. Dies schien eine baldige Explosion der Mine vermuthen zu lassen. Dem jungen Offizier wurde nun befohlen, die Stelle des Pulvermagazins zu bezeichnen. Er schwieg. Ihm wurde sofortiges Erschießen angedroht. Er schwieg. Er stand schon dem zur Exekution befohlenen Trupp gegenüber. Er verrieth nichts. Die französischen Soldaten hatten schon die Gewehre im Anschlag und jeden Augenblick war das Kommando „Feuer!" zu erwarten; da eilte ein alter russischer Major, der auch im Keller gewesen war, auf den Kommandanten zu und wies stumm auf einen Erdhaufen, und hier fand man bei eiligstem Forträumen Fässer, die 88,000 Pfund Pulver enthielten. Man befahl nun dem jungen russischen Offizier, mit den anderen Gefangenen zu gehen; er grüßte militärisch, küßte dem alten Major die Hand und sprach mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen zu dem französischen Kommandanten: „Verachten Sie ihn nicht wegen seines Verraths. Er ist mein Vater!" [R.]

Eine merkwürdige Wirkung der Musik wurde kürzlich in England durch einen praktischen Versuch recht ergötzlich entdeckt. Ein Londoner Schneider hatte in kurzer Zeit eine große Anzahl Trauerkleider anzufertigen. Unter seinen Gesellen war einer, der stets das englische Nationallied „Rule Britannia" sang, und seine Kollegen stimmten dann in den Refrain ein. Der Meister machte die Bemerkung, daß der langsame Takt dieses Liedes auch die Arbeit verlangsame, er miethete deshalb für sein „Atelier" einen Geiger, der die lustigsten Lieder und Tänze spielen mußte; die Nadeln flogen wie die Blitze, und die Kleider wurden noch vor der bestimmten Zeit fertig. [R.]

Das Hoftheater in Meiningen.

(Mit Abbildung.)

Die Gesammtgastspiele des Meininger Hoftheaters sind, seitdem dieselben zum ersten Male im Frühjahr 1874 in Berlin begannen, überall als ein theatralisches Ereigniß begrüßt worden, und haben einen großen Einfluß auf das gesammte Theaterwesen der Gegenwart ausgeübt. Seine hohe Bedeutung verdankt das Meininger Hoftheater in erster Linie dem regierenden Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, der von dem Augenblick seiner Thronbesteigung (20. September 1866) an dem Theater seiner Residenzstadt die sorgfältigste Beachtung zuwendete. Das von ihm Geplante und Vorbereitete hat dann der verdienstvolle Direktor, Hofrath L. Chronegk, mit Energie und hoher Intelligenz durchzuführen verstanden, mit dessen „Regieübernahme (1873) die eigentliche Blüthezeit des Meininger Hoftheaters begann. — Das Personal der Hofbühne spielt gewöhnlich während des Herbstes und Winters einige Monate in dem Hoftheater zu Meiningen, einem sehr stattlichen Gebäude, von dem unsere Abbildung eine Ansicht gibt. Dasselbe liegt in der Bernhardstraße der Werraresidenz, in jenem Viertel, das überhaupt die schönsten Neubauten der Stadt enthält, und ist in den Englischen Garten hineingebaut. Vom 15. Juli bis 1. September finden Aufführungen in Bad Liebenstein statt. Das Prinzip der „Meininger" ist in erster Linie das Anstreben einer harmonischen Gesammtwirkung, ferner hat man dort den Ausstattungsluxus zu veredeln gesucht, indem man die Scenerie auf der Grundlage ernster historischer Studien aufbaute. Ueberall, wo die „Meininger" bisher spielten, haben sie den glänzendsten Erfolg gehabt; man wird dem Meininger Hoftheater den Ehrentitel einer „Musterbühne" daher nicht vorenthalten dürfen.

Das Hoftheater in Meiningen.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 23:
Schönheit ohne Grazie ist eine Angel ohne Köder.

Räthsel.

Mit H lebt's im Wasser,
Mit N hat's mein Haus;
Mit K treibt es grausam
Die Freude daraus. Emil Noot.

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösungen von Nr. 23:

des Räthsels: Ephеu, Heu;
des Diamant-Räthsels:

W
G a d
A l l e r
S c h l o s s
S c h l e s w i g
W a l l e n s t e i n
S t a s s f u r t
P a n t h e r
Z i e g e
C i d
n.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.